



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Beiträge zu einer künftigen Anthologie

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Tonkunst ein von großen Ideen bewegtes Geschlecht, unter allen Umständen aber eine planvoll organisierte Musikpflege gehört. Die Grundlagen der alten Organisation sind heute verschwunden oder erschüttert, die Förderung, die die Musik ehemals von den gebildeten Ständen und von den Schulen her erfuhr, ist heute auch in Sachsen merklich verringert. Unsrre Zeit steht vor schweren materiellen Aufgaben. Möge darüber nicht vergessen werden, daß auch das äußere Wohl, daß Sieg und Sturz im Wettbewerb der Nationen im letzten Grunde mit abhängt von der poetischen Kraft der Völker. Unter ihren Quellen bleibt aber trotz Kant und trotz allem der stärksten eine die Musik.



## Beiträge zu einer künftigen Anthologie



Seit Jahrzehnten ist es kein Geheimnis, daß der breit angeschwollne Strom unsrer deutschen Lyrik, soweit er nicht ganz kläglich im Sande der Vergessenheit verläuft, fast nur durch die Kanäle der Anthologien, der Blütenlesen, der lyrischen Sammlungen aller Art, aus Vergangenheit und Gegenwart, aus allen deutschen Landen oder aus einer einzelnen Provinz, dem größern Publikum zugeführt wird. Alle Jahre zieht einer unter tausend Dichtern das große Los, über den engsten Kreis seiner persönlichen Freunde hinaus ein paar hundert Menschen als Leser seiner gesammelten Gedichte zu gewinnen, alle Jahrzehnte hebt irgend ein besondrer Vorzug oder äußerer Umstand einen Namen in die kleine Gruppe derer, die es bei Lebzeiten zu zehn und zwanzig Auflagen bringen, im ganzen aber bleibt es bei der Thatfache, daß die Anthologien fast allein dafür zu sorgen haben, daß die deutsche Bildung auch über Geibel und Scheffel hinaus etwas von den Strömungen und den Persönlichkeiten der neuern lyrischen Dichtung erfährt. Wie unzulänglich und schlecht die große Mehrzahl der Sammler und Herausgeber solcher lyrischen Anthologien ihres verantwortungsvollen Amtes waltet, ist auch tausendmal erörtert worden und wird durch eine neue Philippika nicht besser werden. Das meiste entlehnen die Anthologien von einander, nur sehr wenige schöpfen unmittelbar aus den Quellen. Die Besprechungen lyrischer Gedichte (soweit sie nicht bloß Reklamen des Verlegers oder — Kommissionärs sind) werden so allgemein gehalten, daß ihnen selten ein Fingerzeig zu entnehmen ist. Man spürt ihnen nur zu oft an, daß

die besprochenen Gedichte kaum durchgeblättert, geschweige denn gelesen oder gar genossen worden sind, es leuchtet aus ihnen so selten ein poetisches Gesicht hervor, daß man auf den Verdacht geraten könnte, als gäbe es dergleichen Gesichter gar nicht mehr.

Nun zeigt der flüchtigste Blick auf den Berg von Gedichtsammlungen, der jedes Jahr höher anwächst, daß zwar die nichtige Nachahmung die Masse abgibt, daß es aber bis jetzt noch keineswegs an ursprünglichem Talent und künstlerischer Selbständigkeit mangelt. Ist es nun die Aufgabe der Kritik, das Ursprüngliche und Bedeutende von dem Nachgeahmten und Nichtigen zu scheiden, so giebt es dazu verschiedene Wege. Heute wollen wir uns einmal in die Lage des Herausgebers einer Anthologie versetzen, der verpflichtet wäre, das Beste von dem Neuen und Neuesten in einer Sammlung darzubieten. Freilich kann ihm auch auf diesem Wege das Schicksal des Mannes bereitet werden, der

mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt  
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Der Wunsch, nicht völlig vergeblich eine Reihe von Bänden und Bändchen durchmustert zu haben, mag unter Umständen dazu verleiten, mittelmäßigen oder halb ausgereiften Gedichten höhern Wert beizulegen, als ihnen zukommt. Aber Irrtümer solcher Art werden leicht und bald berichtigt, im ganzen wäre es sicher ein Gewinn, wenn es gelänge, an die Stelle des allgemeinen Lobes oder der allgemeinen Geringschätzung neuer Gedichte eine Auswahl der besten zu setzen und künftigen Sammlern die Pfade etwas zu leuchten. Der Teilnahme, die ein bestimmter engerer Kreis den sämtlichen Schöpfungen eines Dichters zollt, geschieht dadurch kein Eintrag, die wenigen aber, die darnach angethan sind, weitere Kreise zu gewinnen, werden auch bei dieser Art der Beurteilung in den Vordergrund treten.

Wenigstens gilt das gleich von dem ersten hier zu nennenden, von Gustav Falke, aus dessen zierlich ausgestatteten neuen Gedichten Zwischen zwei Nächten (Stuttgart, Cotta, 1895) es leicht ist, eine Gruppe wahrhaft schöner Lieder, darunter so leuchtende Perlen wie „Schweigen“ (Nun um mich her die Schatten steigen), „Vor Tag“ (Ich ging durchs frühe Sommerkorn), „Zu zwein“, „Der Alte“ (Nun steh ich über Grat und Kluft) hervorzuheben, dessen ganze Art aber gerade mit diesen schönsten Liedern nicht erschöpfend charakterisiert ist. Weder die müde, aber milde Resignation, die in Gedichten wie „An das Glück“, „Müde“ und „Ausbeute“ Ausdruck findet, noch die satirische Bitterkeit, die sich in Phantasiebildern wie „Deutschland, Deutschland über alles“ ausspricht, kommen bei der zuerst genannten Auswahl ganz zu ihrem Recht; ebenso wenig tritt in ihr das eigentümliche Ringen des Dichters, für seine Reflexionen wie für seine Stimmungen das sinnliche Bild und den sinnlichen Klang zu finden, deutlich und entscheidend hervor. Nicht immer ist dieses

Ringen so von Erfolg gekrönt, wie in der schönen Allegorie „Die Stunden,“ mehr als ein Gedicht erinnert an gewisse Experimente unsrer Kleinairisten (deren Einwirkungen hier überhaupt unverkennbar sind), mehr als einmal, wie in der „Unheimlichen Stunde,“ übersteigert Falke den Ausdruck bis zur Wirkungslosigkeit, immer aber hinterläßt er doch den Eindruck eines echten Talents, das eine gewisse Verwandtschaft mit Gottfried Keller zeigt, ohne in Nachahmung zu verfallen. Aus alledem geht hervor, daß diese Gedichte mehr verdienen, als daß drei oder vier davon in eine künftige Anthologie übergehen.

Auch die von R. Schrattenthal unter dem Titel Johanna Ambrosius, eine deutsche Volksdichterin (Preßburg und Leipzig, Rudolf Drodloff) herausgegebene kleine Sammlung lyrischer Dichtungen einer ostpreussischen Häuslerin Frau Johanna Voigt, geborne Ambrosius, hat das Recht, die Teilnahme eines größern Kreises zu fordern. Die 1854 zu Lengwethen im Kreise Raguit als Tochter eines Dorfhandwerkers geborne, seit 1874 an einen Bauernsohn und Häusler in Groß-Wersmeninken verheiratete Dichterin, die ihre ganze Bildung, wie es scheint, der Lektüre der Gartenlaube verdankt und ihr erstes Lied im Herbst des Jahres 1884, also in ihrem dreißigsten Lebensjahre geschrieben hat, ist in der That eine merkwürdige Erscheinung. Je unbefangener und kritikloser die arme Dörferin die poetischen Versuche, die sie kennen lernte, als Muster betrachtete, um so bewundernswerthlicher ist es, daß sie für die Schwingungen ihrer Seele, die poetische Erklärung ihres Leids öfter ein selbständiges Bild und einen selbständigen Ausdruck gefunden hat. Die tiefe Einfachheit ihrer besten Gedichte, die milde Ergebung in die unabwendbare Thatsache, daß ihre Muse der Schmerz sei, die Feinfühligkeit, die sie in der Verwendung des wirklich Erlebten und Angesehenen offenbart, heben sich rührend von den naiven Geschmacklosigkeiten ab, die ihr das Nachgeahmte gelegentlich auferlegt. Unter allen sogenannten Naturdichterinnen, deren wir ja seit Louise Karsch eine ganze Anzahl haben, hat Johanna Ambrosius die Unmittelbarkeit des Gefühls und die Fähigkeit, ihre Stimmungen zu versinnlichen, am reinsten bewährt. Zu Ruß und Frommen einer Anthologie nennen wir die Gedichte „Kampf und Frieden,“ „Meine Muse,“ „Meine Welt,“ „Sommernacht,“ „Sonne möcht' ich sein,“ „Ach bindet mir die Hände doch,“ die mit dem tiefem Gehalt zugleich die gelungenste Form aufweisen. Aber wir finden noch andre Dichtungen in dem Bande, die nicht so vollständig aus einem Guß und doch für die poetische Wiedergabe und Erklärung der engen Welt, die die Dichterin umfängt, sehr bezeichnend sind. Zu diesen rechnen wir „Laßt sie schlafen,“ „Marie P.“ (in den „Bildern vom Lande“), „Das Frühstücksbrot,“ „Mein Bub,“ „Die Blätter fallen,“ „Ich hab gesehn das zarte blonde Kind,“ die alle den Gesamteindruck der schlichten Lebensfülle dieses Talents verstärken helfen, ohne daß sie gerade zur Aufnahme in „Blüten und Perlen“ deutscher Lyrik berechtigt wären.

Eine dritte Sammlung, die ein ganz entgegengesetztes Leben spiegelt, aus der sich leicht ein paar wahrhaft schöne Gedichte herausheben lassen, deren ganze Art aber die Teilnahme an der Erscheinung und Entwicklung ihres Verfassers fordert, liegt uns in den unter dem Titel Sommer erschienenen neuen Gedichten von Wilhelm Weigand (München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung, 1894) vor. Ein größerer Gegensatz als zwischen der ostpreussischen Häuslerin, die nur ihre Heimat gesehen und kaum ein paar Bücher gelesen hat, und dem jungen modernen Dichter, der seinen Prolog aus dem Campo Santo von Pisa datirt, der alle Herrlichkeiten der Welt und der Kunst genossen, alle Geisteskräfte kritisch durchmustert hat, zwischen der demütigen Bescheidenheit und schlichten Ruhefehnsucht der einen und dem leidenschaftlichen Drange, dem trozigen Aufbäumen des andern ist nicht denkbar. Die an wenige Erlebnisse gebundene Betrachtung der ungebildeten Frau und die weit-ausgreifende büchergenährte pessimistische Reflexion des hochgebildeten jüngern Mannes sind himmelweit von einander entfernt, und doch klingen gewisse lyrische Stimmungen, Gedichte, die ein Hauch des Unendlichen im Endlichen belebt, wunderbar zusammen. Die Gestirne sind auch durch unermessliche Räume von einander getrennt, aber wenn sie zu glänzen beginnen, scheinen sie dicht beisammen zu stehen. In Weigands Liedern, von denen sich kein Sammler „Hochsommernacht,“ „Mittagsrast,“ „Nachtgefühl,“ „Abendgang,“ „Stillste Stunde“ entgehen lassen sollte, lebt eine Verklärung, die seinen Reflexionsgedichten nicht eigen ist. Da ist viel Gährung, viel Trübung durch den Eigensinn, sich nicht bloß mit dem neuen Ausdruck des Gefühls, sondern mit dem Gefühl selbst auch da abheben, überheben zu wollen, wo doch der Dichter in Leid und Freud das uralte Schicksal des Menschen teilt, viel Niederschlag der verworrenen geistigen Bewegungen der Gegenwart, die sich weder gestalten, noch in innerliche Erlebnisse wandeln lassen. Dennoch ist der Sinn und Zug da, der sich von all diesen Gespenstern befreien wird; wer so empfindet, wie es das Gedicht „Im Ringeltangel“ klar und rein ausdrückt, der wird auch siegreich über den öden Wirrwarr dieser Tage emporsteigen, und schon seinem Wege wird es nicht an Teilnahme fehlen.

Doch der künftige Anthologieherausgeber kann solche Abschweifungen über Dichter und dichterische Lebensläufe für seine Schreibtafel nicht brauchen. Er will und wünscht ja nur zu erfahren, was aus der ganzen Hekatombe für ihn selbst als Opfer ausgelesen werden kann. Und in vielen Fällen ist es ja leicht genug, diesem Verlangen zu genügen. Nehmen wir die Gedichtsammlungen Im Morgenlicht von Wilhelm Langewiesche (Leipzig, H. Haessel), Wildwuchs von Hans Eschelbach (Köln, Paul Neubner), Lieder eines Einsamen von Heinrich Couvroux (Braunschweig, Mauert und Rocco, 1894) und Lieder eines Elsfästers (Berlin, Hans Lüstenöder), verschieden in ihrem Umfang, in ihrer Grundstimmung, in ihrem Durchschnittswert, so läßt sich

jeder wenigstens etwas für unsern nächsten Zweck abgewinnen. In den männlich ernstesten Gedichten von Langewiesche, die durchschnittlich feinern Schmelz und Duft haben als die allverbreitete Haus-, Feld- und Wiesenlyrik, finden wir ein tiefinniges Lied „Neues Glück“ (Silberfurchen zog das Boot) und ein paar so sinnige Gedichte wie „So oder So“ und „Antwort“ (Reife zitterte die Myrte); aus Hans Eschelbachs in zweiter Auflage erschienener Sammlung, in der rhetorische und descriptive Bestandteile die rein lyrischen überwiegen, tritt ein Gedicht wie „Vor Allerseelen“ hervor; aus Couvroux „Liedern eines Einsamen“ leuchten uns ein paar schöne Scheidelieder „Trennung“ und „Lebewohl“ entgegen; Vienharbs „Lieder eines Elsfäfers“, der im Großstadttreiben Berlins sein Heimatdorf am Wasgenwald nicht vergessen kann, spenden ein paar frische Bilder, wie „Die Schmiede“ und „Gänseliesel“, dazu die ergreifenden Lieder „Da draußen“ und „Nachtwind.“ Wenn ein Bändchen wie die Gedichte von Otto Bauer (Berlin, Bernhard Paul, 1895) unter dem Segen Felix Dahns in die Welt tritt, so liegt es nahe, daß patriotisches Pathos und schwungvolle Gelegenheitsdichtung einen breiten Raum darin einnehmen werden. Bei Bauer nimmt diese Art Lyrik noch eine besondre Färbung an, die Lobpreisung der edeln Turnerei steht im Vordergrund. Aber so gesund auch diese Poesie sein mag, über das Mittelmaß erhebt sie sich nicht, ihr Bestes sind die Lieder aus dem Riesengebirge, unter diesen wieder das eine: „Vollmond.“ Auch die Gedichte Ein kleines Buch von Hans Hansen (Dresden und Leipzig, E. Pierson), pessimistisch und todessehnüchsig angehaucht, Tag und Nacht von Alfred Mombert (Heidelberg, J. Hörning); in denen der Dichter nur allzu oft die lyrische Regung in Satire erstickt und wie ers in seinem Gedichte „Halb im Traum“ sagt, mißtrauisch an jedem grünen Baum die gelben Blätter sucht, die noch vom Herbst her hangen, Junges Leben von Robert Högger (München, Selbstverlag des Verfassers), Himmel und Erde, Lenzgedichte von Waldemar Colell (Leipzig, E. G. Naumann, 1894) bieten für unsern Sammler wenig Ausbeute. Am meisten noch Alfred Mombert, der wenn er erst die Tropfen aus der Heine-Schopenhauer-Niezsche-Mixtur besser verdaut haben wird, sich entwickeln wird, da er schon jetzt Gedichte wie das „Lied eines Knaben“, das fecke „Morgenlied“ und das humoristische „Im Ärger“ (Nach Olfarb' stinkt mein süßer Wald!) aufzuweisen hat. Hansens sämtliche Stimmungen kann das Gedicht „Am Avernus“ vertreten, von Höggers Heimatliebe mag „Hoch Niklaus von der Flü“ eine Probe sein, Colells Kraft und optimistische Zuversicht, die oft nahe an den seligen Wiedermeier streift, erscheint in dem Gedicht „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir“ am eindringlichsten gesammelt. Freilich wollen wir nicht verschweigen, daß fast alle diese Gedichte zu denen gehören, die unser künftiger Herausgeber sicherlich in seine erste Auswahl aufnehmen, aber sobald sich der Segen allzu hoch häuft, zum guten Teil wieder ausmustern wird.

Grenzboten IV 1895

Eine größere Anzahl guter, frischer Gedichte, namentlich frischer Lieder, in denen studentische Lust und männlicher Lebensernst zum lebendigen Ausdruck kommen, bietet August Sturms Deutsches Liederbuch (Leipzig, C. Jacobson, 1894). Studentenliederbücher und Sammlungen patriotischer Gedichte können hier aus der Fülle schöpfen, aber wenn sich um Gedichte handelt, die das tiefste Innere des Dichters spiegeln und zugleich Bedeutung für andre haben sollen, ist die Wahl nicht leicht. Wir würden, wenn wir zu sammeln hätten, „An die Eine,“ das prächtig frische Gedicht „Treu mit Vater Arndt!“ das Sonett „Vor dem Goethestandbild zu Berlin“ und die ergreifende „Mahnung in trüber Zeit“ auswählen. Von den Gedichten Fritz Rohrer's aus Hadlaubs Heim (Dresden und Leipzig, Ed. Pieron, 1895) sind einige von schweizerischen Musikern (Attenhofer, Fr. Hegar u. a.) komponiert worden und dadurch in weitere Kreise gedrungen. Für die Anthologie möchten wir nur „Mondliesel“ hervorheben. Der Siebenbürger M. Albert, dessen Gedichte (Hermannstadt, W. Krafft) mancherlei aus dem Leben der Siebenbürger Sachsen spiegeln, verwahrt sich zwar in seinem Gedichte „Der Kunst-richter“ gegen alle Kritik, wird aber am Ende nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir eins seiner Gedichte wie „Die Söhne des Jahres“ und ein paar der schlichtesten aber duftigsten Blumen aus seinem „Totenkranz“ (namentlich 5, 10 und 11) für unsre Blütenlese auswählen. Die Stufen von Emanuel von Bodman (Zürich, Sterns literarisches Bulletin der Schweiz, 1894) stehen bis auf die Märchen am Schluß durchaus im Banne Heinrich Heines, das selbständigste in Bild und Ausdruck, „Amfelschlag,“ ist zugleich das beste. Die Gedichte Vom stillen Ozean von Richard Jordan (Halle, Otto Hendel) scheinen Erinnerungs- und Sehnsuchtslaute eines ausgewanderten Deutschen, selbst in den Gedichten, die wie „Der alte Tom“ Bilder aus der überseeischen Heimat geben, regt sich wehmütiges Verlangen nach der alten. Zwei Gedichte wie „Ich hab aus meinen Armen dich gelassen“ und „Tritt in dem Zauber einer Mondesnacht“ würden hinreichen, um zu erweisen, daß in dem Verfasser eine poetische Seele lebt. Dürfte unsre Auswahl auch auf epische Stücke erstreckt werden, so würde auch das Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners, Gedichte von Karl Heinrich Redt (Kiel, H. Eckardt, 1894) aus den „Heldenliedern von den Schaumburgern“ und aus den „Idyllen vom Wattenmeer“ einige Ausbeute gewähren. Die lyrischen Teile des Bandes sind Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne des Worts, an denen nur die, denen sie gelten, oder die, die eine der festlichen Gelegenheiten geteilt haben, sich wieder erfreuen werden.

Den Dichtern reihen wir noch ein paar Dichterinnen an; der Ertrag aus ihren zierlich ausgestatteten Bändchen für unsre Anthologie ist aber gering. Den meisten geben noch die Gedichte von Anna Klie (Leipzig, Georg Wigand), durch die ein echt lyrischer Hauch zieht, und in denen sich Lieder in

innigem und ergreifendem Volkston finden, wie „Weißes Heidekraut,“ „Es ist viel Raum für mich auf meines Vaters Hof,“ „Aus der Fremde bin ich kommen,“ „Sommerabend“ und „Volkswaise“ (Steht ein Haselstrauch an unserm Wiesenrand) finden, die jede, auch die strengste Auswahl zieren werden. In den Neuen Gedichten von L. Rafael (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1894) ist ein verwandter Trieb nicht zu so klarer und schöner Entfaltung gediehen; immerhin lassen sich Lieder herausheben wie „In den Tannen,“ das Volkslied „Weit, weit möcht' ich wandern“ und das Gedicht „Am Fluche.“ Bei den Sammlungen Vom Baume des Lebens von Marie Eichenberg (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1895) und Aus des Lebens dunklen Tiefen von Marie Fischer, geborne Lette (Leipzig, Reinhold Werther) bleibt eine Durchmusterung vergeblich, die Gedichte der einen wachsen zu nahe an der dünnen Heide der bloßen Nachahmung, der hergebrachten poetischen Phrase, die Lebensbilder der andern sind „naturalistisch,“ erheben sich aber trotz Reim und Rhythmus nur selten über die dürrste Leitartikelsprosa.

Und Leitartikelsprosa ist es meist, ja beinahe ausschließlich, was die neueste politische Lyrik erfüllt, gleichviel ob sie unter der schwarz-rot-weißen oder der blutroten Fahne singt oder vielmehr nicht singt, sondern deklamirt und poltert. Die Streitfrage über die Berechtigung der politischen Poesie ist längst geschlossen: gebt uns in Gottes Namen oder auch in Teufels Namen politische Gedichte, aber Gedichte, nicht in Verse gesetzte Zeitungsspalten und Klubreden! Der Vorwurf, zu drei Vierteln Rhetorik und einem Viertel Poesie zu bieten, kann bei allem Schwung vaterländischen Gefühls und edler Gesinnung auch den Herzblut betitelten neuen deutschen Liedern von Adolf Graf Westarp (Berlin, Paul Mordebeck, 1895) nicht erspart bleiben, wenn uns auch für eine Muster Sammlung vaterländischer Gedichte, eine poetische Illustration der Zeitereignisse die Gedichte „Friedrichsruh,“ „Wir kennen uns“ und die schöne Allegorie „Der treue Eichenbaum“ (zum 1. April 1895) entgegentreten, die beweisen, daß Graf Westarp, trotz aller rednerischen Überfülle, doch ein Dichter ist. Einen Anlauf, wilde Rhetorik in Bild und Leben zu wandeln und einen Zug zum Abstrakten zu überwinden, nimmt ein sozialistischer Dichter Bruno Wille in den sozialen Gedichten Einsiedler und Genosse (Berlin, S. Fischer, 1894), die Julius Hart empfehlend befürwortet, indem er von dem Dichter rühmt, daß er „die Erkenntnisse des modernen Geistes in sich aufgenommen und durch sie die Welt mit besondern Augen anschauen gelernt habe.“ Der „Einsiedler“ spricht uns in Gedichten wie „Mutterstimme“ und „Der Tote“ zu Herzen, der „Genosse,“ der so dürftige Phantasien wie „Geschieden“ und „Verurteilt zu lebenslänglichem Galgen“ durch das Pathos des Ausdrucks zu heben trachtet, läßt uns kalt. Auch in F. Sterns sozialdemokratischen Zeit- und Festgedichten Morgenrot (Stuttgart, Max Helzle, 1894) beschränkt sich der poetische Aufschwung meist darauf, den widerspenstigen nationalökonomischen

Begriffen und den leitartikelmäßigen Schlagworten eine klangreiche rednerische Einkleidung zu geben. Die Wirkung beruht wie in allen geist- und sinnverwandten Gedichten auf der Gegenüberstellung äußerster Gegensätze, das Gedicht „Zwei Wandrer“ ist eine gute und bezeichnende Probe davon. Mehr Licht, Zeitgemäßes in Versen und Prosa von Ew. und Math Im Tann (Zürich, Verlagsmagazin, 1895), enthält fast nur Gedichte, die satirisch und parodistisch gemeint sein müssen, und obwohl die Verfasser im Vorwort scheinbar ganz ernsthaft versichern: „Der noch engere Zusammenschluß der Nationen erscheint uns nötig, um die noch ausstehenden Aufgaben der Kultur zu lösen. Die Opfer, die wir bringen, in dieser im Argen liegenden Zeit dennoch mit unsrer Sammlung hervorzutreten, müssen uns entschieden von allen Ständen als Verdienst angerechnet werden,“ scheint sich doch dahinter ein Scherz zu verbergen. Um aber für eine Musterammlung von Parodien etwas auszuwählen, dazu ist der Humor doch zu dünn und zu säuerlich, Biedermeier bleibt in dieser Art von Gedichten den Geschwistern im Tann entschieden überlegen.

Bei jeder Anthologie fühlt sich der Sammler wie der Leser auf sicherem Boden, solange er ganze, in sich abgeschlossene Dichtungen vor sich hat. Mißlicher wird es, wenn sich die Auswahl auf Bruchstücke beschränken soll, aus einer Anzahl neuerer lyrischer Cyklen, in sich zusammenhängender Gedichtfolgen, ließen sich doch nur Bruchstücke geben. Wer weiß, vielleicht haben die Verfasser diese lyrischen Kränze nur geflochten, die Form des „lyrischen Epos“ nur erfunden, um sich gegen alles Blumenpflücken und Ährenlesen, gegen alle fragmentarische Anerkennung zu verwahren: Lest uns ganz oder gar nicht! Zwar bei den Dresdner Elegien eines Anonymus (Dresden, J. Glöck) ist der Zusammenhang so lose, sind die besungenen Herrlichkeiten Dresdens so grundverschieden, daß es der Verfasser nicht übelnehmen kann, wenn wir der vierten und neunten vor den übrigen den Vorzug geben. Anders steht es mit den Dichtungen Lebe von Ferdinand Avenarius (Leipzig, D. R. Reisland), Verlorne's Leben, einem modernen lyrischen Epos von Hugo Regel (Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1895) und In Phantas Schloß von Christian Morgenstern (Berlin, Richard Taendler, 1895), die alle ein Ganzes vorstellen wollen. In Morgensterns dithyrambischen Phantasien, deren Form keineswegs so neu ist, wie sich gewisse moderne Kritiker einbilden (es klingt immer, als ob Goethe weder „Wanderers Sturmlied“ noch „Mahomets Gesang,“ weder „Prometheus“ noch „Ganymed“ gedichtet hätte!), und deren Inhalt meist auf Fr. Nietzsche zurückweist, können die Gedichte „Sonnenaufgang“ und Homo imperator einen ungefähren Begriff von dem geben, was mit dem Drange, sich als Übermensch zu fühlen und an dem Mutterherzen der Natur, das, wie es scheint, nur noch in den höchsten Gebirgsorten schlägt, poetisch zu gewinnen ist. Der Regelsche Cyklus giebt in

lyrischen Gedichten Erlebnisse und Stimmungen eines Helden, der als Student in Bonn begonnen hat, nach allen Irrfahrten und Stürmen als Arbeiter in einer Eisenhütte Vergessenheit sucht und endlich bei der Rettung eines blonden Knaben, der ohne ihn im Sumpfe versinken würde, den Tod und damit den Frieden findet. Zu einer Wirkung erheben sich meist nur die rein lyrischen Bestandteile dieses Halbepos, wie „Wilde Rosen“ und „Frühlingsstürme.“ Die einheitlichste dieser Zyklusdichtungen ist offenbar die von Avenarius. Aus ihr lassen sich keine Bestandteile lösen, alles kommt nur im Zusammenhange zur Wirkung und erhält nur durch den Zusammenhang sein Recht. Der Held ist hier ein junger Arzt, dem die leidenschaftlich geliebte Braut durch den Tod entzissen wird, der der Verzweiflung, dem Wahnsinn, dem Selbstmord entgegengetreibt, als ihm das Schicksal plötzlich das Leid, das Elend anderer in den Todesweg stellt. Wie er sich auch wehrt und sträubt, „die Wohlthat des Mitleids, des Denkens und Sorgens für andre, der Arbeit überhaupt, geht ihm allmählich auf und dazwischen das Bewußtsein davon, wie viel ihm die Geschiedne gegeben hat, was nicht gestorben ist.“ Das Motiv ist stark und reich genug, den Gedanken eines Zyklus, einer großen lyrischen Form zu rechtfertigen, der Eingang der Dichtung ist voll tiefer Empfindung, von echter, wenn auch herber Poesie, und einzelne Stellen der spätern Entwicklung erheben sich zu lyrischer Höhe. Aber der Versuch, Zerrbilder aus Armut, Hunger, Krankheit und Verbrechen in Poesie umzuwandeln, muß scheitern. Wie der Held dieser Dichtung kein Held wäre, wenn er den geretteten Proletariern Knaben nicht wüsche, seine Lumpen nicht mit reinen Linnen vertauschte, wie sich der Held zu dem erhebenden Gesang auf das Mitleid (Seite 87) emporringt, nachdem er Mitleid geübt hat, so hat die Poesie die Zerrbilder des Elends zu überwinden. Vinderung, Hilfe, siegreicher, unablässiger Kampf gegen das Elend ist Poesie, nicht Wühlen, nicht Schwelgen im Elend und seiner Schilderung. Auch die Dichtung „Lebe“ kann uns nicht vom Gegenteil überzeugen; gerade wer „durch das Mitleid das Glück des Beglückens“ gefunden hat, trägt weder Verlangen nach scheuer Flucht vor dem Jammer der Welt, noch labt er sich an dessen Wiedergabe. Da aber eine Musterammlung, die Dichtungen von dem Umfang der Avenarius'schen aufnehmen könnte, nicht denkbar ist, so können wir uns weitere Erörterung sparen und Leser, die einen lebendigeren Anteil an der Entwicklung der deutschen Lyrik nehmen, auf das Büchlein selbst verweisen.

Leer ist unser Tisch auch nach dieser wochenlangen geduldigen Arbeit noch nicht. Poetische Übertragungen aus Ost und West und aus allen Jahrhunderten, erzählende Dichtungen jeder Form, Spruchgedichte und Epigramme können unserm Musterforscher nicht dienen, und auch unsre Leser, denen nun der Kopf von Namen und Titeln schwirrt, werden für heute genug haben. Wir aber haben wieder einmal gründlich erfahren, wie viel bequemer es ist,

die lobpreisenden Waschzettel zu wiederholen, die mit jedem Bande neuer Lyrik versandt werden, als selbst nachzuprüfen, wo etwa ein Goldkorn aus grauem Gestein hervorleuchtet. Hoffentlich überzeugt uns die eine oder andre zukünftige Anthologie, daß doch ein Schweiß in der Welt bezahlt wird, wie der Räuber Moor sagt.



## Verfehlter Anschluß



Professor Hering war ein unglücklicher Mensch. Auch in seinem Falle war es die soziale Frage, die ihm schlaflose Nächte bereitete, eine Kette von Verstimmungen knüpfte und mehr und mehr sein Leben zu verkümmern drohte. Freilich nicht die soziale Frage, die die Volksvertretungen beschäftigt, wohlmeinende Männer in Stadt und Land in Atem hält, zahllose Vereinsgründungen begünstigt, den Autoren neues Wasser auf ihre Mühlen schüttet, die Gemüter entzweit und verbindet, jedem Menschenalter vorgelegt wird, oft unter Kriegslärm, Siegesjubiläum und Freudentaumel überhört und niemals den strengen Examiner befriedigend gelöst wird. Diese universale Frage, die bei der Prüfung jedes Cötus wiederkehrt, drückte den Professor Hering nicht. Er hatte seine eigne soziale Frage. Und weil sie keinen interessierte, weil ihn keiner verstand, kein teilnehmendes Gemüt sich seiner annahm, mußte er unglücklich werden, und er versickte sich in diesen Kausalnegus mit methodischer Gründlichkeit. Verfehlter Ehrgeiz von Jugend auf war es, der seinen Eifer zugleich spornte und lähmte, seine Freuden vergiftete, ihm und seinen Angehörigen manche harmlose Bethätigung der Daseinslust verdarb.

Schon sein unglücklicher Name Hering war für ihn ein quälendes Attribut. Als er, für ihn zum erstenmale, bei der Aufnahme in die Schule, in der Öffentlichkeit zur Sprache kam, fand ihn ein sechsjähriger Mitschüler belustigend, und seitdem konnte er sich niemals ohne Befangenheit nennen oder rufen hören, stets war es ihm peinlich, andern vorgestellt zu werden. Jener Junge aber, der, ohne es zu wissen und zu wollen, zuerst dieses Gefühl der Minderwertigkeit in ihm geweckt hatte, wurde auch sonst noch bedeutungsvoll für sein Leben, er wurde sein bester Freund, sein Vorbild und Leitstern, dem er es in allen Dingen nachzuthun nie ermattete. Dieser Knabe, der den ganz neutralen Namen Gustav Meyer führte, war zwar von völlig anderm Schläge, leichtblütiger, gesünder, begabter und unbefangener; aber das hinderte den kleinen Hering nicht in seinem Bestreben, die Neigungen Gustavs zu teilen, seinen schnellen Erfolgen in der Schule rastlos nachzuflettern, alles, was der in leicht wechselnder Laune schön und begehrenswert fand, nicht ganz so leicht, aber nicht minder entschlossen zu bewundern und zu begehren, und den großen Hering hinderte es nicht, ebenso wie Meyer die juristische Laufbahn als die